

Aus dem Kriegsbuch eines Hirnwesens.

Alfred Kerr gibt im Septemberheft der 'Neuen Rundschau' Gedanken zum Kriege. Wir teilen einige mit.
... Später kommt Verstimmendes. Der Zar (das arme Nichts) wird geschmäht, weil die Regierung es erlaubt...

Vor Jost. Etwas Furchtbares trägt sich zu, das ich sehe. Spionensjagd. In dem Bierhaus gegenüber sitzt ein preussischer Landwehrmajor, mit einer Dame. Etwas an den Treppen stimmt angeblich nicht. Er wird geholt, gelangt — mit einem einzigen Schrei, der über den Potsdamer Platz schwillt...

Viele werden bemerkbar, ohne daß man auf den Grund ihrer Seelen klettern darf. Noch im Orkan brandet eines Menschen Bild über Menschliches nicht hinwegzusehen. Ein lateinischer Rime, der mal einen Empfang beim Papst (aus Religiosität) erreicht hat, benutzte einen Weltkrieg (aus Patriotismus)...

Fragen. Der Zar ist ein Trottel; die Kriegspartei gab den Ausschlag. Wo stehen (in Rußland) die Segnungen der Monarchie?

Ober: Staatskunst. War es Weisheit, immer mit Rußland knäppelnd befreundet zu sein; damit es uns schließlich überfällt? Staatskunst der zugelassenen Kasse! (Dummköpfig, wenn einer Bismarck verheimlicht, ist es, den Kaiser zu tadeln. Bismarck schuf diese Verfassung; der Kaiser überschreit nie sein Recht.)

Staatskunst einer Kasse hat aller Völker Mut wider uns gewandt. Wer aber hat Frankreich von der Niederlage (die, nach meiner Kenntnis, für sein Schwert im Schicksalsbuch verzeichnet ist) zu retten getrachtet? Wer hat es vielleicht gelohnt? Der hohe, fernblitzende Jaurès...

Jaurès. — Ich sah in seinem Haus; habe seine Hand gedrückt; seine Reinheit und seine Erkenntnismacht (beides gehört zusammen) einmal gespürt.

Er war ein Vorläufermensch; in dieser Welt von Ausläufern. Sein Bildnis in die Wdhalla der Einigen.

Furchtbare Schäden des Inneren. Es hört jeder Versuch zur Berechtigung auf.

Dadurch allerdings etwa sechshundertjähriges Mühen, ja millionenjähriges Mühen seit Entwicklung des Beutelsackes zu der Gruppe Rosen, Christus, Marx niedergebittet werden soll.

Nicht nur Muskelwesen; auch wir Hirnwesen sind, es ist wahr, in den tiefen furchtbaren Glanz dieser menschlichen Gieselung (dieser un menschlichen Gieselung) hineingezogen.

Surra und patriotische Konstellationen haben wir geholt; aber was hat diese Zusammendrängung des Inneren damit zu tun? Etwas riesenmäßiges ergreift Bestä von uns; an tobender Kraft allem verwandt, was mit lebten Dingen zusammenhängt; mit Leben und Sterben.

Welche falsche Hochachtung davon! ...

„Ein großes Gefühl“ ... Auch ein Schiffbruch gibt ein großes Gefühl. Der Weltuntergang erst recht.

Zweck der hiesigen Dinge scheint mir nicht Schiffbruch noch Weltuntergang.

Wir sollen unser Auge nicht hindern auf das Wesen teuerster Werte zu achten. Eines vorläufigen Zustandes bewußt zu bleiben. Eines erzwungenen Witzgeschicks.

Unter den furchtbaren Schrecken ist jenes innere Fortigelenkwerden: das Jüngerzweifel für Menschenarbeit.

Wir sind, noch im Schmerz, Wissende. Wohlthuend nicht es ab, wenn ein Regierender heute sagt: „Was unsere Väter erworden haben...“, während er sonst sagen würde: „Was Meine erlauchten Ahnen erworden haben“; es ist schön, daß er jetzt anders spricht.

Aber dazu brauchte man keinen Krieg; keine Apokalypse; das müßte ja in wöhrender Friedensdauer so sein. Es ist ja der geübte Zustand. Kinder, Kinder!

Ich selbst fühle manchmal so: „Mit einem Schlag erwuchs eine große Gemeinamkeit...“ Nicht wahr? man hört es allenthalben: „Die Standesunterschiede werden wegweisicht“.

Ich freue mich dessen auch, doch bei schärferem Zusehen scheint es mir seltsam, daß nur bei Furcht und gemeinamer Schrecknis der Höhere zum Untergehaltenen sagt: „Lieber, ein Bruderpaar sind wir, komm...“

Der Kriegswert der Luftflotte.

Es ist das erstmal, daß in einem großen Kriege zwischen den ersten Kriegsmächten der Welt die Luftflotte in größerem Maßstabe in Tätigkeit tritt. Kein Wunder, daß alle Welt gespannt darauf ist, welche Erfolge und Lehren der „Luftkrieg“ in diesem gigantischen Ringen bringen wird. Denn die Benutzung von leuchtenden Luftschiffen und Flugmaschinen während des Tripolisfeldzuges und des Balkankrieges geschah nur in so winzigem Maßstabe, daß sich daraus allgemeine und endgültige Schlüsse für Wert und Unwert der Luftflotte nicht ziehen ließen. Diesmal ist es anders, denn gerade die Militärstaaten, die sich in dem zurzeit tobenden Weltkriege gegenübersehen, haben in den letzten Jahren ungeheure Summen für die Schaffung einer Luftflotte ausgegeben und in zahlreichen Manövern und Feldübungen die Verwendbarkeit dieser neuesten Kriegswaffe zu erproben versucht. Wenn trotzdem nur äußerst wenig über die Tätigkeit der verschiedenen Luftgeschwader an die Öffentlichkeit gedrungen ist, so ist das wohl in der Hauptsache dem überall mit eiferiger Konsequenz durchgeführten System der Geheimhaltung aller kriegerischen Operationen zuzuschreiben, von deren Bekanntwerden man auch nur im entferntesten eine schädigende Enthüllung seiner strategischen Absichten und Absichten befürchten zu können glaubt.

Erst in einem späteren Stadium des Krieges oder vielleicht erst nach dessen Beendigung werden wir Genaueres über die Leistungen der Luftflotte erfahren. Bislang hörten wir nur aus inoffizieller Quelle, aus den Berichten ausländischer Korrespondenten oder aus den Meldungen österreichischer Kriegsberichter, daß Luftschiffe und Flugzeuge bei dem Erkundungsdienst wesentliche Dienste geleistet hätten. So schrieb der Korrespondent der „Times“, daß die deutschen Armeen in Belgien und Nordfrankreich durch ihre Luftschiffe und Flugler ausgeglichen über die Bewegung der feindlichen Truppen informiert worden seien, und die Berichte aus dem österreichischen Hauptlager rühmen nicht minder den ausgezeichneten Erkundungsdienst der Luftschiffe und Flugmaschinen.

Angeichts der Schwermigkeit der amtlichen Stellen über die bisherige Kriegstätigkeit der Luftflotte ist es deshalb interessant, auf die Urteile zurückzugreifen, die in der militärischen Presse kurz vor Ausbruch des Krieges über die Verwendbarkeit der Luftschiffe und Flugzeuge abgegeben worden sind. Von besonderem Interesse erscheinen uns die Ansichten, die das „Militär-Wochenblatt“ im Mai und Juni d. J. über die vermutlichen Kriegseinstellungen der Luftfahrzeuge veröffentlicht hat. Sie beschränken sich zwar im wesentlichen auf die Inhaltsangabe eines Artikels des französischen Hauptmanns Blaise in dem „Journal des sciences militaires“, lassen aber durch kurze Randbemerkungen auch die Auffassungen des referierenden deutschen Offiziers erkennen.

Hauptmann Blaise glaubt zunächst, daß die Auffklärung aus der Luft für die Sicherung einer Armee im Zustande der Ruhe wie auch auf dem Marsche unter Umständen eine

gewisse Erleichterung bedeuten könne. Allerdings sei diese Sicherung durch den Nachdienst der Luftfahrzeuge nur eine relative, da das Funktionieren dieses für die Schonung der Streitkräfte wichtigen Dienstes ja von Wind und Wetter abhängig sei, außerdem auch in der Zahl der für den Beobachtungsdienst vorhandenen Luftfahrzeuge seine Grenze finde. Für eine Vegetationskämpfe dagegen, für den Zusammenstoß gegnerischer Armeekorps könne das neue Aufklärungsmittel wohl nur selten mit Nutzen verwendet werden, da hier alles auf rasche Entscheidung ankomme und der hierzu erforderliche Nachrichtendienst durch Luftfahrzeuge noch zu langsam und unzuverlässig funktioniere. Denn die Möglichkeit, sich genau über die Stärke und die Bewegung der in der Schlacht angeordneten feindlichen Streitkräfte zu informieren und diese Informationen mit der gebotenen Verschleierung an die leitenden Heeresstellen weiterzugeben, sei zuletzt noch eine allzu geringe. Das wichtigste über den Verlauf und die taktischen Gebote der Schlacht erfahre man noch nie vor durch die Schlacht selbst.

Immerhin glaubt Hauptmann Blaise, daß das Luftfahrzeug für den Artilleriekampf eine entscheidende Rolle spielen könne. Der „Artillerieflyer“ vermag mit unbedingter Sicherheit die Feuerwirkung gegen die feindliche Artillerie festzustellen, hinter welche Ansicht das „Militär-Wochenblatt“ allerdings ein Fragezeichen setzt. Bisher war man nach Hauptmann Blaise den verhängnisvollsten Täuschungen über die Wirkung des gegen feindliche Artillerie gerichteten Artilleriefeuers ausgesetzt, da das Schweigen der gegnerischen Artillerie, das man auf erfolgreiche Niederämpfung zurückführte, sich manchmal nur als taktisches Manöver entpuppte. Das habe dann bei der Durchführung des Angriffs zu den verdrücklichsten Überraschungen führen können.

Sehr wertvoll könne die Beobachtung durch Luftfahrzeuge auch für die auf den Flügeln fechtenden Armeekorps sein. Das sei besonders wichtig gegenüber taktischen Manövern nach dem Tappe allernachste, den von der deutschen Strategie beliebten Umschlingungsmanövern. Auf diese könne man sich dann den Beobachtungen der Luftflotte einrichten. Wogu wiederum der deutsche Referent die Anmerkung macht, daß es doch auch darauf ankomme, ob der von der Umschlingung Verbotene die als notwendig erkannten Abwehrmaßnahmen treffen könne. Die Möglichkeit der Umschlingungsmanöver gibt denn auch Blaise zu, soweit sie mit entsprechender Schnelligkeit und angemessener Stärke ausgeführt würden.

Auf ein wichtiges Moment aber weist Blaise vor allem hin. Die vorbereitende Aufklärungsarbeit der Luftflotte gestatte nimmere dem höchsten Schlachtenleiter wieder die großzügige und weit-ausdehnde Durchführung der Schlacht. Der Oberbefehlshaber könne nun wieder nach einem allgemeinen Operationsplan vorgehen, vorausgesetzt, daß er rasch und energisch zu disponieren verhebe. Vielleicht liefert gerade der gegenwärtige Krieg eine Bestätigung dieser Theorie!

Eingehend behandelt Hauptmann Blaise dann die natürlichen, hauptsächlich in den atmosphärischen Verhältnissen liegenden Schwierigkeiten der Erkundung aus der Luft. Der schlimmste Feind der Aufklärung vom Lenkballon und der Flugmaschine aus seien unstätiges Wetter, niedrig hängende Wolken und Nebel. Allerdings könne ein erkundender Flugler sich dem zu erkundenden Feind unter Umständen auch in geringer Höhe nähern, um sich dann vor der Beschickung in die dedenden Luftschichten zu retten. Aber das erschwere auch seine Beobachtung. Ueberdies erschwertes Wolken und Nebel auch die Orientierung überhaupt, die bei klarem Wetter für den geübten Flugler keineswegs schwierig sei, da Wälder, Eisenbahnhlinien und namentlich Flüsse die Orientierung nach der Karte ungemein erleichterten. Als erschweres Moment für die Aufklarung komme vor allen Dingen auch das von weitem amierende Geräusch des Motors in Frage. Besitze man erst einmal Flugmotoren von der annähernden Geräuschlosigkeit der Automobilmotoren, so werde das eine ungememe Erleichterung der Erkundung aus der Luft bedeuten.

Wenig hält Hauptmann Blaise von den künstlichen Verheimlichungsmitteln gegenüber der Aufklarung durch Hinlegen, Marsch durch die Straßengräben usw. Handele es sich für den Flugler doch nicht um die Ermittlung kleiner Truppenkörper wie von Bataillonen und Regimentern, sondern um die nicht leicht zu verbergenden Bewegungen von Divisionen und Armeekorps. Wichtig sei schon sei, so große Anmarschlinien durch die Wälder gebildet

Mutter Warnken.

Von Pan.

Mutter Warnken kommt im Sommer täglich in unseren Ort. Mit zwei Körben voll Gemüse, die sie an einem Niemen über der linken Achsel trägt. In der Rechten hält sie noch ein besonderes Körbchen; darin sind Blaubeeren, Pilze, Waldhimbeeren oder sonst eine Frucht, die man im Forst erntet.

Der Erlös aus diesen Körbchen verursacht Mutter Warnken immer eine besondere Freude. „Dat is kunnem“, sagt sie — gelunden. Ihre eigentliche Arbeit liegt in dem Gemüse, das sie in ihrem dürftlichen Garten baut. Die Pilze und Beeren nimmt sie so beifällig aus dem Walde mit, wenn sie sich auf ihrem langen Wege ausruht.

„Das Wehrste muß verhalten“, behauptet sie. „Es kommt ja kein Mensch nich da lang. Jammer und schad!“

Und sie schüttelt ihren dünnen Vogelkopf mit dem grauen, dünnen, kräftigen Haar und bedauert nicht noch mehr tragen zu können. „Zwei Hände hab' ich man bloß.“

Diese Hände bestehen aus Knochen, Sehnen und faltiger Haut, auf der viele Adern hervortreten; sie sind so trocken, so dürr, wie das ganze Weibchen.

Mutter Warnken ist sechshundertzweiundzwanzig Jahre alt; seit mehr als dreißig Jahren kommt sie mit ihren Körben in unseren Ort. Mit diesen Körben ist sie so zu sagen verwachsen. Rücken und Achsel haben sich unter ihrer Last krümm und schlief gezogen, der Körper hat sich einen neuen Gleichgewichtspunkt suchen müssen, und so sieht das Weibchen in beinahe horizontaler Linie über dem Erdboden.

Morgens um sieben Uhr ist Mutter Warnken mit ihren Körben zur Stelle. Dann hat sie einen Weg von gut zwei Stunden hinter sich, den Aufbehalten und die Zeit des Beerenpflückens nicht mitgerechnet. Zuweilen darf sie auf einem Bogen mit aufsitzen, der zufällig denselben Weg fährt. Aber meistens tragen sie nur ihre Hände hierher und tragen sie am Nachmittag wieder nach Hause.

„Denn feul' (hüble) ich das aberst auch und schlaf' warrafftig manchmal auf'n Stuhl in.“

Mutter Warnken erzählt gern; es ist nicht leicht zu verstehen. Sie fängt mit einer Art Hochdeutsch an, gerät dann ins Platt und spricht schließlich so breit, daß man die Hälfte erraten muß.

Von ihrem Manne erzählt sie, der achtzig Jahre alt ist. „De is 'n godes Airl, aberst die Augen kann he nich aufhalten.“ Er sitzt im Lehnstuhl und schläft. Von ihren Töchtern gibt sie Kunde, die vor langen Jahren schon in Dienst gegangen sind, sich in der Fremde verheiratet haben und nun nichts mehr von sich hören lassen. Von

ihren Söhnen erzählt sie, deren einer ein Maurer ist, während der andere sich auf einer eigenen kleinen Scholle abplagt.

„Was mein Friging is, de will ja nu endlich rügen (helraten)“, erzählt sie anfangs dieses Sommers und meint den Maurer. „He hat sich jünneres noch befunden, he wull ja woll ganz was Detonneres betwopen.“ Sie lacht verständig dabei. „Es is'n forliches Mädchen, he ja. In Analen (Anochen) het he, da bin ich ja woll 'n reines Kind gegen. Die hebt mir auf wie 'ne Puppe. Die Körbe hier, aber und über voll, sind gar mir für sie.“

„Dann ist des wohl der letzte Sommer, daß Sie mit den Körben kommen!“

Mutter Warnken nickt glückselig. „Das macht ja denn meine Schwirgerochter. Nich, daß ich feien will. I Gott bewohr! Ich arbeit' zu Haus rum und tu die Kinder betreuen, wenn welche kommen. Bewijh kommen welche. Und ich freu mir drauf.“ Sie lacht und wippt sich die Augen. „Ganz bannig freu ich mir!“

„Zunächst aber lud Mutter Warnken sich noch mehr als vorher auf, plätschte noch eifriger im Walde.“

„De Winter is lang“, sagte sie. „Nu in'n Gartwist is Hochtid. Da wulln wi und of nich lumpen laten!“

Ran aber war der große Krieg gekommen. Ueber Nacht.

Ganz plötzlich wie ein jäher, schwerer Hagelschauer. Es donnerte an die Türen der bewandten, lebendigen Stadt und klopfte an die Tore der einsamsten, schlaftrigsten Dörfer.

In jedes Haus drang seine rauche Stimme, in jede Kammer, in Werkstatt, Scheune und Stall.

Und alles horchte auf, legte das Handwerksgesamt hin, lehnte Forkle und Garke in die Ecke und griff zu vernichtenden Waffen.

Auch Mutter Warnkens Söhne. Der Bauer nahm die Lunge zur Hand, der Maurer die Plinte. Sogar Vater Warnken wachte in seinem Lehnstuhl auf und blickte seit Jahren wieder einmal mit großen, erlauchten Augen um sich.

Mutter Warnken seufzte, drückte ihren Söhnen mit zitternden Fingern die Hände und buckelte sich ihre Körbe auf.

„Was helfst'?“ Sie blühte die Kunden mit ihren alten, glanzlosen Augen raslos an. „Dat is kommandeert. Und wat kommandeert is, muß ja woll sien.“

Aber warum kauften die Kunden nun so wenig? Sie fleh den Niemen mit den Körben vor allen Türen von der krummen Achsel gleiten, wie bisher. Sie bot ihre gute Ware an, wie bisher. Aber öfter und öfter mußte sie die Last unvermindert aufnehmen.

Hier war der Vater ins Feld, dort die Söhne. Und in mancher Familie gab es überhaupt keine männlichen Ester mehr.

Die Frauen zuckten bedauernd die Achsel: „Man muß sich einrichten, Frau Warnken!“

„Jo, jo.“ Sie hearrif es. Und schluppste die Last weiter.

Zah am Nachmittage noch ein, zwei Stunden zu. Und nahm doch noch einen Teil des Mitgebrachten mit nach Hause.

Ran war Mutter Warnken einige Tage ausgeblieben. Ran wunderte sich. Etwas so, wie wenn eine Uhr, die jahrein, jahraus ihren regelrechten Gang geht, ohne erkennbare Ursache ausbleibt. Besten war sie wieder da.

Wie immer: mit den zwei Körben am Niemen und dem kleinen Körbchen in der rechten Hand.

Nur etwas krummer noch als sonst und still, ganz still.

„Ni wode nich recht —“, sagte sie nur und bückte sich, um einen Rohklopp herauszunehmen.

Und drehte sich um und wuschte sich mit dem Schürzengipsel die Augen.

„Ist etwas passiert, Frau Warnken?“

Sie nickt: „Mein Friging —“, schluchzt.

„Gefallen? Tot?“

„Ja.“ Zwei trübe, nasse Augen bliden raslos und verzweifelt auf. Ueber das alte, dürre Rumpelgeschicht läuft das helle Wasser.

„De wull doch friegen in Gartwist.“

„Ja... ja...“

„Nu id wull to Dus blietwen...“

„Ja... ja...“

„Wull leime kinnerleus im mi betowen...“

„Ja... ja...“

Sie schüttelt den Kopf mit dem grauen, dünnsträubigen Haar, schüttelt ihn immer wieder und trocknet sich mit dem Schürzengipsel die Augen. Greift dann nach Niemen und Körben und lacht kurz und trocken auf: „Näh, du of Wed! Jümmer häh! De Winter is lang und Gadding wull eien un kopen! De jung sind un frisch, de möden stormen, de aberst all halwodos op düsse Erd' herümkraben (herumkrichen), de blietwen leben. Ja verjast dat nich. Ja verjast dat nich.“

Der alte graue Kopf wackelt.

Stief und krumm setzt sie sich in Gang.

Und wendet sich im Gehen noch einmal: „Ja kam wedder... nächsten Sommer... in übernachsten... un — wat wet id!... Wat helpt dat alles!“ Mit einem tiefen Seufzer: „Wat helpt dat alles!“ ...

Geländes, die Wahl der Nachtzeit über den Marsch durch nebel-
erfüllte Täler zu verschleiern. Der deutsche Berichterstatter wirft
freilich demgegenüber die berechtigte Frage auf, ob die strategische
Lage solche Vorsichtsmaßnahmen im Ernstfalle allzu häufig gestatten
werde.

In einem früheren Artikel des „Militär-Wochenblattes“ (vom
Dezember 1913) wurde bereits die Frage der Verwundbarkeit der
Luftfahrzeuge behandelt. In großer Höhe, so wurde hier ausge-
führt, sei das Infanteriefeuer den Flugzeugen sowohl wie den
Lenkbalken nicht allzu gefährlich, da nur ein Treffer gegen den
Propeller oder Benzinhälter verderblich werde. Lenkbalken könne
dagegen schon ein einziger Treffer mit einem Bündelgeschloß gefähr-
lich werden. Da wir die Verluste der Luftflotten und ihre Ursachen
einstweilen nicht kennen, wird es erst späteren Feststellungen vor-
behalten bleiben, über diese Frage Klarheit zu verbreiten. Im
allgemeinen scheint die Gefährdung der Luftfahrzeuge durch Be-
schädigung vom Boden keine allzu große zu sein. Jedenfalls hat
sich die Auffassung keineswegs behauptet, daß bereits einige Wochen
nach Kriegsausbruch überhaupt keine Luftflotte mehr existieren
würde.

Kleines Feuilleton.

Blutdurst.

Im „Kleinen Journal“ beiet nun auch ein Landsturmmann.
Auch er ist nicht mit der Fernhaltung der Feinde zufrieden. Denn
da kann er ja nicht töten! Also bittet er den „Herrgott im Himmel“
heftigst um Feinde. Ein netter Patriot! Ja, er will uns sogar
die Japaner auf den Hals ziehen:

„Herr, auch die Japaner herüberende,
Damit ich den Kerl dann in Gottes Namen
Mit dem Kolben den Schädel zererschlagel — Amen!“

Daß dieser wertvolle Mitbürger den deutschen Namen
Auszugel trägt, sei noch hinzugefügt.

Aber was sollen wir vom „Kleinen Journal“ erwarten, wenn
wir im „Wahren Jakob“ lesen:

„Wie solchen Raslers kann man in einem sozialdemokratischen
Blatte nur mit einem Gefühl lesen, das das gerade Gegenteil von
Heiterkeit ist.“

„Wenn ich wiederkomme“, Juste, darfst du mir nur noch Poincaré-
schneidel mit Nikolautunke vorsehen! Auf was anderes hab' ich
keinen Appetit mehr!“

Berichtigung.

Herr Rechtsanwalt Arthur Wolff sendet uns folgendes:

„Ich kenne keine Parteien mehr.“ Unter dieser Spitzmarke
brachte der „Vorwärts“ vom 2. September 1914 eine Notiz aus
dem „Neuen Weg“, in der dem Grafen von Hülsen-Häseler vorge-
worfen wurde, er lehne in den Beziehungen zu der „Genossenschaft
deutscher Bühnenangehöriger“ den schroffen Parteistandpunkt her-
aus, habe entsprechend seinem früheren Verhalten den Mitgliedern
der königlichen Theater die Mitwirkung an Darbietungen der
Genossenschaft, obwohl diese sich an den Grafen durch einen Ver-

trauensmann ehrenrätig gewandt habe, verboten, dagegen zahlreichen
Mitgliedern die Mitwirkung an anderen Veranstaltungen erlaubt.
Die in dieser Notiz aufgestellten Behauptungen sind sämtlich
unwahr.

1. Es ist unwahr, daß die „Genossenschaft deutscher Bühnen-
angehöriger“ sich an den Grafen Hülsen durch einen Vertrauens-
mann gewandt hat. Lediglich der Regisseur Carl Schönfeld hat
sich in dem abschriftlich beigelegten, am Schlachensee datierten
Schreiben an den Grafen Hülsen gewandt, das mit keiner Silbe
verriet oder erkennen ließ, daß Herr Carl Schönfeld als Ver-
trauensmann der Genossenschaft fungieren will. Herr Carl Schön-
feld hat heute den abschriftlich beigelegten Brief an den Grafen
Hülsen gerichtet, aus dem zur Genüge hervorgeht, daß Herr Schön-
feld gar nicht Genossenschafter ist, sich außerdem persönlich an
den Grafen Hülsen gewandt hat.

2. Es ist unwahr, daß Graf Hülsen früher Mitgliedern der
königlichen Theater die Mitwirkung in den Veranstaltungen der
Genossenschaft verboten hat. Gerade das Gegenteil ist der Fall.
Es mag darauf hingewiesen werden, daß gerade die ersten Kräfte
der Oper, wie Herr Jadowler, die Hauptstützen aller genossen-
schaftlichen Wohltätigkeitsveranstaltungen gewesen ist.

3. Es ist unwahr, daß Graf Hülsen zahlreichen seiner Mit-
glieder die Mitwirkung bei gleichartigen Veranstaltungen gestattet
hat. Graf Hülsen wird die Mitglieder der königlichen Theater,
die sich dazu erbieten haben, allerdings in dem von dem Verein für
Volksunterhaltung in Gemeinschaft mit Herrn Generalintendanten
veranstalteten Volkskunstabende heranziehen.

Deutschtümmler.

In der „Tägl. Rundsch.“ wechelt der Vorsitzende des Allge-
meinen Deutschen Sprachvereins, mit dem schönen französischen
Namen Sarrasin, gegen die Fremdwörter. „Hinweg mit
der eben, fast- und blutlosen Weltbürgerei!“ Und zehn Zeilen
weiter empfiehlt dieselbe „Tägl. Rundsch.“ den Aufruf eines Vertreters
der Blumengeschäfte, der „ja stets gegen internationales
Kesthetentum“ eingetreten sei. Hilf, Sarrasin!

Tags darauf entschläft demselben Blatte, da es die Ueber-
setzung von „Petersburg“ in „Petrograd“ bespöttelt, folgendes:
„Die Lehmwörter beweisen stets Kultureinfluß, und der
ist es ja gerade, von dem man nichts mehr hören will.“ Aha!
Sollte das nur für Rußland gelten? Warum empört man sich
dann so gegen die Fremdwörter im Deutschen? Denn die Leh-
nwörter sind auch nur Fremdwörter, bloß bejahrte, eingewurzelte,
eingedeutschte. Und das Einwurzeln und Eindeutscheln der Fremd-
wörter wollen die wunderlichen Heiligen vom „Allgemeinen Deut-
schen Sprachverein“ ja gerade verhindern. Wo bleibt da die
„Logik“? Aber dieses Fremdwort ist den Leuten natürlich so zu-
wider, daß sie es sich prinzipiell . . . will sagen: grundsätzlich vom
Leibe halten. Oder wollen auch sie vom „Kultureinfluß“ nichts
wissen?

Sabotage.

Das Wort ist französisch, aber die Sache beginnt, deutsch
zu werden. Karl Hans Strobl, ein nicht unbekannter Autor,
wendet sich in der „Tägl. Rundsch.“ (natürlich!) an die deutschen
Schriftsteller, sie sollten einen „Nationalbund deutscher
Kritiker“ gründen:

„Mit dem Beitritt zu diesem Bunde verpflichtet sich der Schrift-

steller ehrenrätlich, künftighin keine Uebersetzung literarischer Er-
zeugnisse der uns feindlichen Nationen, also der Engländer, Fran-
zosen und Russen, keinen ihrer Romane, keines ihrer Gedichtbücher,
keines ihrer Theaterstücke mehr kritisch zu besprechen.“

Wahrer Mensch, der die Konkurrenz nicht — wie der Händler
mit alten Kleidern — totschreien, sondern totschweigen
will! Die Reihode ist ja auch sicherer und raffinierter. Aller-
dings nicht anständiger. Uebrigens läßt Strobl mit sich reden:

„Der Bund wird sich auflösen, wenn die Literatur unserer
Feinde sich durch die Aenderung ihrer Haltung würdig gezeigt hat,
wieder von der deutschen Kulturaktion beachtet zu werden.“

Es genügt diesem Kopfe gegenüber eine einzige kleine Er-
innerung. Sofort nach 1870 und lange nachher noch strömte die
„deutsche Kulturaktion“ in hellen Haufen zu den leichtesten und
freivolsten französischen „Echebruchsdramen“, und kaum ein Theater-
direktor oder -kritiker war da, der etwas dagegen einzuwenden ge-
habt hätte.

Man sieht inzwischen, wohin es führen würde, wenn die
Kritik exaltierter Chauvinisten in Taten umgesezt werden
könnte. Aber der Kapitalismus beugt dem vor. Zurzeit ist ja
mit ausländischer Literatur kein Geschäft zu machen. Sowie der
Profit wieder winkt (lies: „wenn die Literatur unserer Feinde . . .
sich wieder würdig zeigt“), geht die „Ausländerei“ mit vollen Segeln
wieder los.

Uebrigens ist Herr Strobl, soweit wir wissen, Angestellter des
Verlages Stoddmann in Leipzig, der fast oder ganz ausschließlich
deutsche Autoren herausbringt.

Notizen.

— Warnung. Allerlei Leute, die offenbar unser Blatt gar
nicht lesen, überschütten uns andauernd mit blutrünstigen Ge-
dichten voll roher Schimpferien auf die Feinde oder voll
Harmoniedulerei. Wir weisen wiederholt darauf hin, daß wir Ge-
dichte nicht mehr zurücksenden. Sie lagern acht Tage und werden
dann verdientermäßen vernichtet.

— Siegesfeiern wollen die Leute jetzt auch schon ver-
anstalten. Die Fahnen genügen ihnen nicht mehr. Siegesfeiern!
Wo erst der Anfang gemacht ist und die endgültigen Entscheidungen
noch ausstehen. Ganz zu schweigen von der Trauer, in die zahlreiche
Familien gestürzt sind, und von der Ueberhebung gegenüber den
Besiegten, die in solchen Festivitäten Trumpf zu sein pflegt. Die-
selben Leute führen aber nach wie vor das große Wort über die
„würdevolle Haltung“ Deutschlands. Soweit es ihn ihnen liegt,
ist jedenfalls von dieser würdevollen Haltung nichts zu spüren.

— Ein anonymes Bicht teilt uns mit, daß er den Ver-
fasser eines Aufsatzes in unserem Feuilleton demnächst öffentlich
oberspeigen will. Es scheint sich um einen kritisierten Pinseler zu
handeln. Der betreffende Verfasser bittet den Helden, sich vor dem
Attentat wenigstens die Pfoten zu waschen.

— Für die Volkskunstabende der Freien Volksbühnen
findet ein Kartenverkauf auch in der Geschäftsstelle der „Akademischen
Unterichtskurse für Arbeiter“ (Dorotheenstr. 49 I, Duergebäude hoch-
partierre), von 5—8 statt.

— Theaterchronik. Auch das Theater in der
Königgräber Straße und das Berliner Theater
werden demnächst wieder eröffnet werden, nämlich mit möglichst
„aktuellen“ Werken, an denen, wie wir hören, bereits mächtig ge-
dichtet wird.

Neue Freie Volksbühne E.V.

Geschäftsstelle: Berlin C. 25, Linienstraße 227.

Amt Norden 2944, 2945.

An die Einwohner Groß-Berlins!

Alle Freunde der Theaterkunst — Männer und Frauen, jung und alt — rufen wir auf, jetzt Mitglied unseres Vereins zu werden. Die Neue Freie Volksbühne ist ein seit 24 Jahren bestehender Verein, der seinen Mitgliedern mindestens allmonatlich eine gute Theatervorstellung zu dem billigen Preise von 1,10 M. bis 1,60 M. einschließlich Theaterzettel und Garderobe bietet. Diese Vorstellungen finden Sonntags nachmittags in den besten Berliner Theatern (Deutsches Theater, Kammerspielhaus, Lessing-Theater, Schiller-Theater, Deutsches Opernhaus u. a.), sowie wochentäglich abends im eigenen neuerbauten Theater am Bülowplatz, in dem größten und schönsten Schauspielhaus Berlins, statt. Die Plätze werden verlost, alle guten Plätze jedes Theaters stehen zur Verfügung. In diesem Jahre beabsichtigen wir zu spielen resp. spielen zu lassen:

Anzengruber: Die Kreuzelschreiber.

Apel: Hans Sonnenstößers Höllenfahrt.

Björnson: Wenn der junge Wein blüht.

Dülberg: Cardenio.

Eulenberg: Hauptmann von Kreyth.

Flotow: Martha.

Goethe: Götz von Berlichingen.

Halbe: Freiheit.

Holz: Büxl.

Kleist: Der Prinz von Homburg.

Lessing: Minna von Barnhelm.

Ludwig: Torgauer Heide.

Paul: Wie die Sünde in die Welt kam.

Schiller: Wallensteins Lager.

Die Piccolomini.

Shakespeare: Was ihr wollt.

Weber: Der Freischütz

und noch andere.

Das Programm unserer Theatervorstellungen ist ein stets anregendes, der Zeitstimmung und den Zielen des Vereins entsprechend. Außerdem veranstaltet der Verein erstklassige Konzerte unter Mitwirkung bester Kräfte, literarische Leseabende und Kunstvorträge für seine Mitglieder. Wie befriedigend der Verein gearbeitet hat, beweist, daß die Mitgliedschaft im letzten Spieljahr mehr als 50 000 betrug, daß er genötigt war, für seine Mitglieder ein eigenes großes Theater am Bülowplatz zu errichten, in dem unter befähigter Leitung mit besten Kräften alltäglich gespielt wird. Wer Mitglied wird, hat beste künstlerische Darbietungen, die jeden befriedigen werden, zu erwarten. Die Mitgliedschaft ist zu erwerben durch Einzeichnung in einer durch Plakate gekennzeichneten, in allen Stadtteilen befindlichen Zahlstellen des Vereins oder an den Theaterkassen Hermann Tietz (Leipziger Straße, Alexanderplatz, Frankfurter Allee), in der Volksbühnenbuchhandlung, Köpenicker Str. 68, und in der Geschäftsstelle der Neuen Freien Volksbühne, C 25, Linienstr. 227. An diesen Stellen sind Prospekte kostenlos erhältlich, die alles weitere besagen. Die Mitgliedschaft wird durch Zahlung des Eintrittsgeldes von 1,10 M. erworben. Weitere Zahlungen sind vorerst nicht zu leisten. Erst nach Mitteilung, wann und wo die Vorstellung stattfindet, ist der dafür entfallende Betrag zu entrichten.

Einwohner Groß-Berlins! Gerade jetzt ist die richtige Zeit, unserem Verein beizutreten. Gerade jetzt, wo jeder Erhebung und Befreiung vom Druck der Zeit braucht, ist die Kunst berufen, diese Aufgabe zu erfüllen; gerade jetzt ist es Ziel unseres Vereins, die Not der Zeit lindern zu helfen, indem wir Geist und Gemüt dem Idealen, dem Freudigen, dem Hoffnungsvollen zuwenden.